

PROFESSOR EUGENIO COSERIU

# Humanwissenschaften und Geschichte

*Der Gesichtspunkt eines Linguisten*

SONDERDRUCK DES JAHRBUCHES  
DER NORWEGISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN 1978

---

OSLO 1979

**Historisk-filosofisk klasse 10. november 1978.**

(Formann: Mannsåker. Fung. sekretær: E. Steen.)

(Til stede: Bergsland, Beyer, Birkeli, Coseriu, Falkenberg, Flydal, Gallis, Hamre, I. Hauge, Hoffmann, Hovdhaugen, J. B. Hygen, Isachsen, Krag, Kraggerud, Lindeman, S. S. Lunden, Mannsåker, Midbøe, Nøreng, Robberstad, Saltveit, Sjøvold, Skaare, Sletsjøe, E. Steen, S. Steen, Svendsen, H. Vogt, J. Vogt, Østby.)

1. Hoffmann holdt minnetale over Akademiets avdøde medlem museumsdirektør Reidar Kjellberg. (Se side 191 ff.)

2. Coseriu holdt et foredrag: *Humanwissenschaften und Geschichte. Der Gesichtspunkt eines Linguisten.*

1.1. Eines der Hauptprobleme oder vielleicht, in epistemologischer und methodischer Hinsicht, *das* Hauptproblem der Human- oder Kulturwissenschaften ist, *Zustände* und *Entwicklung* (in den «Sachen» selbst) bzw. (auf der Ebene der jeweiligen Wissenschaft) *Beschreibung* und *Geschichte* zu vereinbaren, d.h. miteinander in Einklang zu brin-

gen, und, was insb. die Entwicklung betrifft, zu einer Integration von Schöpfung und Überlieferung zu gelangen.

1.2.1. Was das erstere angeht, wurde in der Sprachwissenschaft behauptet — von H. Schuchardt —, nur die Bewegung sei wirklich, jedoch sei nur die Ruhe wahrnehmbar, und seit Ferdinand de Saussure spricht man von einer Antinomie zwischen *Synchronie* und *Diachronie*. Ein Sprachzustand sei zwar das Ergebnis einer historischen Entwicklung, jedoch sei eine Sprache (*langue*), ein tatsächlich funktionierendes Sprachsystem, nur im Sprachzustand, d.h. nur in der Synchronie als ein Ganzes erfassbar, die Entwicklung hingegen könne man grundsätzlich nicht als Entwicklung eines Ganzen, eines Systems, erfassen: In der zeitlichen Perspektive — in der «Diachronie» — könne man nur vereinzelt Fakten, die die Sprache verändern, feststellen. Und dieses Problem stellt sich im Bereich der Kultur überall dort, wo System und Entwicklung zusammen vorkommen.

1.2.2.1. Was den anderen Aspekt — die Integration von Schöpfung und Überlieferung — betrifft, so wird mit Recht bemerkt, daß die Schöpfung als solche keine Entwicklung aufweist und somit keine Geschichte im eigentlichen Sinne haben kann: Die *Ilias*, die *Divina Commedia* entwickeln sich nicht, sie bleiben ewig sich selbst gleich, und können deshalb auch nur in einer ewigen oder unzeitlichen Geschichte des Menschen ihren Platz finden. Die Kultur ist nun die geschichtliche Objektivierung der menschlichen Kreativität (oder des menschlichen «Geistes», was im Grunde dasselbe ist, denn «Geist» ist nichts anderes als ein Dachbegriff für die verschiedenen Arten des Kulturschaffens), und diese Objektivierung «steht» sicherlich als solche in der Geschichte des Menschen. «In der Geschichte stehen» ist aber nicht das gleiche wie «Geschichte haben» und selbst ein historischer Gegenstand sein. Geschichte setzt Entwicklung voraus, und Entwicklung bedeutet Veränderung und Fortbestand zugleich: ein Anders-Werden bei gleichzeitigem Sich-selbst-gleich-Bleiben eines Gegenstandes. Nach einer langen Entwicklung kann zwar ein historischer Gegenstand völlig anders sein als zu Anfang; in jeder Phase seiner Entwicklung war er aber zum Teil anders und zum Teil sich selbst — einer früheren Phase von sich selbst — gleich, was eben seine Kontinuität und seine «Ipsität» in der Zeit ausmacht. Was ewig sich selbst gleich bleibt (z.B. die ideellen mathematischen Gegenstände: Quadrat, Dreieck usw.), hat keine Geschichte; ebensowenig das, was stets oder periodisch anders wird (z.B. das Fließen eines Flusses, die Mondphasen, die Aufeinanderfolge der Jahreszeiten).

1.2.2.2. Deshalb kann das «Individuell-Schöpferische» (die Kultur im ursprünglichen Sinne) entweder nur *in* der Geschichte des Menschen stehen, wobei etwas anderes die Kontinuität gewährleistet, oder es kann selbst als Veränderung in einem Bereich der Kultur angesehen werden — wenn in diesem Bereich eine Schöpfung durch eine andere

im ganzen oder teilweise ersetzt wird —, oder drittens und letztens kann es selbst Kontinuität in der Zeit aufweisen und somit «Geschichte haben», dies jedoch nur dann, wenn es zu etwas anderem wird und nicht mehr als Schöpfung im eigentlichen Sinne gilt.

1.2.2.3. Man hat den ersten Fall insb. bei den Kunstwerken, soweit wir sie als reine Kunst, als reine Kreation auffassen (Kunstwerke entwickeln sich nicht). Den zweiten Fall hat man insb. in den Wissenschaften, soweit dort gewisse Auffassungen (Interpretationsmodelle) andere, frühere Auffassungen ersetzen. Und den dritten Fall überall dort, wo das Schöpferische sich in Einrichtungen manifestiert bzw. zu einem überlieferbaren Wissen wird oder — wenn das Wissen ein Wissen-Wie, ein Tun-Können ist — zu einer *τέχνη* oder Technik, wie bei den *Stilen* in der Architektur oder bei den literarischen *Gattungen*, wo die Entwicklung nicht die Kunst als solche (als Kreation), sondern in Wirklichkeit nur die Technik betrifft. Die Kunstgeschichte, wenn wir sie als bloß zeitlich geordnete ästhetische Interpretation von Kunstwerken auffassen, entspricht so gut wie im ganzen der ersten dieser drei Formen der Geschichtlichkeit; ebenso die Religionsgeschichte. Die Philosophiegeschichte entspricht der ersten und der zweiten Form (soweit gewisse Auffassungen als Denkmodelle durch andere ersetzt werden). Die übliche Kunst- und Literaturgeschichte ist eine Kombination aller drei Formen. Die Sprachgeschichte entspricht fast im ganzen der dritten Form. Ebenfalls dieser dritten Form würde eine mögliche Geschichte des Wissens und der Technik der Völker entsprechen, die jedoch heute weitgehend nur als Beschreibung und kaum als eigentliche Historie existiert.

1.3. Das Formale oder Allgemeine ist also überall im Bereich der Kultur gleich: In jedem Fall handelt es sich um das Verhältnis zwischen Zustand und Entwicklung und um das Verhältnis zwischen Schöpfung und Überlieferung oder Kontinuität. Verschieden ist das «Materielle» oder Spezifische, und dies macht die Verschiedenheit der Kulturwissenschaften aus.

2.1. Freilich stellt man im menschlichen Bereich auch nie die absolute Schöpfung fest, die *creatio ex nihilo*, die absolute *ἐνέργεια* ohne *δύναμις*, sondern nur die Schöpfung im Rahmen einer Tradition. Der Mensch ist nur insofern schöpferisch tätig, als er, als historisches Wesen, in einer Tradition steht, und trotzdem über diese Tradition hinausgeht. «Die Kultur ist Tradition und innerhalb der Tradition das Spontane, das Kreative», bemerkte einmal Menéndez Pidal. Nur der Anteil an Tradition und Kreation ist bei den verschiedenen menschlichen Tätigkeiten und bei den verschiedenen Menschen verschieden.

2.2. Andererseits stellen sich die eingangs aufgeworfenen Probleme weniger dort, wo das Schöpferische «additiv» ist — eine Erweiterung der Kultur darstellt —, und mehr dort, wo es «sukzessiv» ist, d.h. dort,

wo es eine frühere Schöpfung ersetzt; weniger dort, wo die Schöpfer nicht allzu zahlreich sind, und wo die Schöpfungen meist leicht identifiziert und chronologisch geordnet werden können — wie in der Geschichte der Kunst, der Philosophie oder der Wissenschaft —, und mehr dort, wo sehr viele (oder alle) Menschen schöpferisch tätig sind, wo im Einzelfall die Schöpfer meist nicht identifiziert werden können, und wo man auch die Schöpfungen normalerweise nur aufgrund der Zustände ordnen kann, wie in der Folkloristik oder — allgemeiner — in der «Demologie» (einschließlich der Erforschung des Wissens und der Technik der Völker) und ganz besonders in der Sprachwissenschaft. Deshalb ist es verständlich, daß gewisse Begriffe aus der Folkloristik (wie «Einheit» und «Variante») in die Sprachwissenschaft übernommen wurden und umgekehrt gewisse in der Sprachwissenschaft entstandene Methoden (insb. die Arealmethode der Sprachgeographie) in die «Demologie»; so auch, daß man — wenn auch in nicht ganz annehmbarer Weise — versucht hat, die Sprachwissenschaft und die Wissenschaften von den Volkstraditionen auf eine allgemeinere, all dies umfassende «Verhaltenswissenschaft» zurückzuführen (gemeint ist das Unternehmen von K. L. Pike).

2.3. Auf jeden Fall stellen sich diese Fragen am deutlichsten und am dringlichsten in bezug auf die Sprache. Deshalb wollen wir uns jetzt der Sprache zuwenden in der Hoffnung, daß das für die Sprache Geltende bis zu einem gewissen Punkt auch für andere Bereiche der Kultur als exemplarisch gelten kann.

3.1. Die Sprache ist im Hinblick auf diese Fragen zugleich der schwierigste und der leichteste Fall. Einerseits ist die Sprache Bedingung für die Historizität der übrigen Kultur, da alles, was dort geschaffen wird, durch Sprache genannt werden muß und als Wissen durch Sprache überliefert wird; andererseits aber hat die Sprache ihre eigene Entwicklung. Dadurch eben ist die Sprache der schwierigste Fall der Historizität, da sie zugleich die «Aktualität» der Gesamtkultur darstellt. Andererseits entspricht die Sprache am genauesten den Bedingungen der Historizität überhaupt, und dadurch stellt sie in gewisser Hinsicht den leichtesten, in anderer Hinsicht wiederum den schwierigsten Fall für die Theorie der Geschichte dar.

3.2.1. Die Historizität ist nämlich in der Sprache mitgegeben. Die Dimension der «Alterität», d.h. der Übertragbarkeit auf Andere — des Gemeinsam-Seins bzw. des Gemeinsam-Werden-Könnens —, die die Bedingung für die Historizität anderer Formen der Kultur ist, ist bei der Sprache ursprünglich und für sie konstitutiv. Im Gegensatz zur Wissenschaft, die sich ganz auf das Objekt konzentriert, und zwar auf das Objekt so, wie es einem universellen Subjekt erscheinen könnte, und im Gegensatz zur Kunst, wo das Subjekt sich selbst eben als universelles Subjekt objektiviert, ist die Sprache ursprünglich schon auf andere Subjekte gerichtet: Auch schon als Schöpfung ist sie Aus-

druck der Intersubjektivität. Deshalb erscheint auch die Sprache nur unter der Form der systematischen Traditionen des Sprechens, die wir wiederum «Sprachen» nennen — und besser «historische Sprachen» nennen sollten —, und auch alles, was sprachlich geschaffen wird, wird schon in einer bestimmten Sprache geschaffen. Bis zu einem gewissen Punkt analoge historische Kristallisierungen von Traditionen findet man zwar auch in anderen Bereichen der Kultur (man denke an die untergegangenen Kulturen, die man in der Archäologie abgrenzt), jedoch keine sich stets entwickelnden und durch sich allein feste Gemeinschaften konstituierenden wie die Sprachen.

3.2.2. Diese besondere Form der Kultur realisiert sich also stets in historisch gegebenen Techniken, in «historischen Sprachen». Eine historische Sprache ist eine von ihren eigenen Sprechern und von den Sprechern anderer Sprachen historisch als autonome Tradition, als «Sprache», anerkannte Technik des Sprechens, die normalerweise auch, wie die historischen Gegenstände überhaupt, einen Namen hat, d.h. durch ein *adiectivum proprium* identifiziert wird (z.B. «französische» Sprache, «deutsche» Sprache, «norwegische» Sprache usw.). Eine historische Sprache ist also in einem doppelten Sinne «historisch»: Einerseits wird sie historisch anerkannt und abgegrenzt, andererseits existiert alles, was sie als besondere Sprache («Einzelsprache») enthält, nur historisch: als Tradition oder Überlieferung. In dieser Hinsicht entspricht eben die Sprache am besten den Bedingungen der Historizität überhaupt.

3.2.3. Zugleich aber ist der Anteil der Tradition in der Sprache so groß und die Sprache entspricht so genau der jeweiligen Historizität ihrer Sprecher (denn sie entwickelt sich zusammen mit diesen und ihrer Gesamtkultur), daß man daher das Schöpferische an der Sprache leicht übersehen oder mißverstehen kann. Die Sprecher selbst bemerken es normalerweise nicht: Sie haben den Eindruck, daß sie stets dieselbe Sprache sprechen. Und diejenigen Linguisten, die sich auf die Sprachzustände und auf deren Systematizität konzentrieren, neigen oft dazu, das Schöpferische als marginal und nebensächlich anzusehen. Erst in der historischen Perspektive wird die Sprachentwicklung offensichtlich: Um sie festzustellen, braucht man historische Distanz. Die Sprecher verfügen nun über diese Distanz üblicherweise nicht, da sie jeweils mit ihrer Sprache «synchron» sind. Erst wenn man seine eigene Sprache jahrelang nicht gesprochen hat, stellt man fest, daß sie schon, wenigstens zum Teil, anders geworden ist. Und die Linguisten pflegen die Entwicklung der Sprachen von den Sprachzuständen ausgehend zu betrachten. Somit erscheint die Sprachentwicklung als «Sprachveränderung» und die Sprachschöpfung als «Sprachwandel», als Wandel nämlich *gegenüber* einem und *in* einem früheren «Sprachzustand», der als etwas Primäres angesehen wird, d.h. ganz anders als im Falle der Kunst oder der Wissenschaft, wo man das Neue als

primär ansieht und wo man sich vielmehr nach der Konstitution von neuen Traditionen, nach der historischen Objektivierung der Schöpfungen fragt. Deshalb stellt man auch das Problem des «Sprachwandels» als Hauptproblem der Sprachgeschichte, statt daß man sich fragt, warum die Sprachen so viel Beständigkeit aufweisen, warum sie so feste Traditionen sind.

4.0. In Wirklichkeit ist es im Falle der Sprache bei näherer Betrachtung nicht anders als im Falle der Wissenschaft oder der Kunst.

4.1.1. Auch im Falle der Sprache ist die Entwicklung nicht *Veränderung*, sondern ständiges *Entstehen* der Sprachen, Konstitution von Traditionen. Und der sog. Sprachwandel ist nicht «Wandel», sondern umgekehrt *Fixierung*, historische Objektivierung des Schöpferischen, durch die nämlich jede Einzelsprache stets entsteht: Auch in der Sprachgeschichte sollten wir nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen.

4.1.2. Ebenso geht auch im Falle der Sprache das Schöpferische jeweils auf Individuen zurück, auch wenn diese Individuen meist nicht identifizierbar sind. Denn nur der Mensch als Individuum schafft im Bereich der Kultur: «Die Kinder von unbekanntem Eltern sind keineswegs Kinder eines kollektiven Wesens», sagte einmal ein italienischer Philosoph (L. Stefanini).

4.1.3. Und auch im Falle der Sprache ist die Frage nach der Motivation des Geschaffenen eine finalistische Frage, wie überhaupt in der Geschichte des Menschen: «Wozu, zu welchem Zweck, hätte *ich* unter denselben historischen Bedingungen gerade dies geschaffen?» Dabei geht es nicht nur darum, daß man diese Frage so stellen *sollte*, sondern darum, daß man sie eben auf diese Weise eigentlich stellt, auch wenn man sie anders zu stellen glaubt. Collingwood — einer der modernen Denker, die am tiefsten in das Wesen der Historie eingedrungen sind — schreibt, daß die eigentliche historische Frage in bezug auf die Gründe für die Ermordung von Cäsar durch Brutus nicht etwa «Warum hat Brutus Cäsar umgebracht?» ist, sondern vielmehr: «Warum (zu welchem Zweck) hätte ich als Brutus Cäsar umgebracht?»

4.2.0. Dies alles muß man freilich *in concreto* — jedoch nicht in rein theoretischer Hinsicht — relativieren.

4.2.1. Erstens können viele Sprecher das Gleiche schaffen, da sie von der gleichen überlieferten Sprachtechnik ausgehen und sich unter gleichen historischen Bedingungen befinden. Dies geschieht zwar manchmal auch in der Wissenschaft und in der Technik (z.B. im Falle des Infinitesimalkalküls, der nicht-euklidischen Geometrien oder im Falle gewisser Erfindungen), geschieht jedoch viel häufiger in der Sprache.

4.2.2. Zweitens entspricht das, was von anderen Sprechern übernommen wird und sich als Tradition konstituiert, sicherlich allgemeinen Bedürfnissen (bzw. Zwecken). Auch in der Sprache wird sehr viel

nicht übernommen und nicht überliefert; jedoch bleiben die entsprechenden Schöpfungen meist unbekannt oder sie erscheinen uns als nebensächlich.

4.2.3. Drittens muß das Geschaffene, damit es sich als neue Sprachtradition konstituiert, von vielen Sprechern übernommen werden, und man kann sicherlich nicht annehmen, daß alle es mit genau der gleichen Motivation tun.

4.2.4. Ferner ist es zweifelsohne so, daß auch im Falle der Sprache die Schöpfung nicht einfach innerhalb einer «objektiven», sondern vielmehr gegenüber einer persönlich interpretierten Tradition erfolgt. Die Haltung des schöpferischen Individuums ist jedoch im Falle der Wissenschaft und der Kunst anders als im Falle der Sprache. Im Bereich der Wissenschaft und der Kunst interpretiert man die Tradition und man schafft mit der Absicht, etwas Neues zu schaffen. Im Falle der Sprache hingegen handelt man in der Überzeugung, daß man einfach die Tradition realisiert, d.h. daß man die gleiche Tradition fortsetzt: Man verändert zwar die Sprache finalistisch — im Hinblick auf die jeweiligen Ausdrucksbedürfnisse —, jedoch, als einfacher Sprecher (d.h. außerhalb der absichtlichen und meist sprach- und kulturpolitisch gesteuerten Sprachplanung), ohne die Absicht, sie zu verändern.

4.3. Dies führt uns zum Problem der eigentlichen Interpretation von sprachlicher Schöpfung und sprachlicher Tradition und somit zum Problem der inneren Entwicklung und inneren Geschichte der Sprachen.

5.1. Eine historische Sprache ist nicht etwa eine einzige monolithisch einheitliche Tradition, sondern vielmehr ein komplexes Gefüge von z.T. konvergierenden und z.T. divergierenden Traditionen. In einer historischen Sprache kann man nämlich grundsätzlich drei Arten der Varietät feststellen: *diatopische Unterschiede*, d.h. Unterschiede im geographischen Raum; *diastratische Unterschiede*, d.h. sprachliche Unterschiede zwischen den soziokulturellen Schichten der entsprechenden Sprachgemeinschaft; und *diaphasische Unterschiede*, d.h. Unterschiede zwischen sprachlichen Traditionen, die mit den Typen von Situationen und von Absichten des Sprechens zusammenhängen (ich übernehme die schon 1951 von L. Flydal eingeführten Begriffe und Termini *diatopisch* und *diastratisch* und füge noch *diaphasisch* hinzu). In der entgegengesetzten Richtung, d.h. im Hinblick auf die Einheitlichkeit der Sprachtraditionen, kann man in einer historischen Sprache *syntopische*, *synstratische* und *symphasische* Einheiten («Mundarten», «Sprachniveaus» und «Sprachstile») feststellen. Demnach ist eine historische Sprache ein Gefüge von ineinandergreifenden und zugleich mehr oder weniger voneinander abweichenden Mundarten, Sprachniveaus und Sprachstilen. Ein in jeder Hinsicht einheitliches Sprachsystem, d.h. eine syntopische, synstratische und symphasische Sprache nenne ich eine *funktionelle Sprache*, da es sich eben um die Sprache

handelt, die jeweils unmittelbar in der Rede funktioniert (realisiert wird). Die Gesamtheit der Verhältnisse zwischen Mundarten, Sprachniveaus und Sprachstilen innerhalb einer historischen Sprache kann man — wiederum mit einem Terminus von Flydal — «Architektur» (oder «Konfiguration») dieser Sprache, die Gesamtheit der Verhältnisse zwischen den Bestandteilen einer funktionellen Sprache hingegen «Struktur» dieser Sprache nennen.

5.2. Dies schließt drei verschiedene, wenn auch zusammenhängende und sich gegenseitig bedingende Formen der Sprachgeschichte ein.

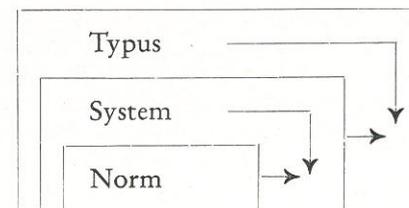
Die erste Form betrifft das, was *mit* der ganzen historischen Sprache geschieht (z.B. ihre Verbreitung, ihre Beeinflussung durch andere Sprachen usw.). Diese Form fällt eigentlich mit der Geschichte des entsprechenden Volkes und dessen Gesamtkultur zusammen. Die zweite Form betrifft das, was *in* der historischen Sprache *mit* den funktionellen Sprachen, die sie umfaßt, geschieht. Es handelt sich also um die Veränderungen in der Konfiguration der historischen Sprache. Diese Form fällt ihrerseits mit der Geschichte der inneren Konfiguration des entsprechenden Volkes und seiner soziokulturellen Gruppen zusammen. Die dritte Form betrifft das, was *in* jeder funktionellen Sprache geschieht, d.h. die Entwicklung der «Struktur».

5.3.1. Das Problem der Integration von Tradition und Schöpfung, von System und «Wandel» stellt sich nun im eigentlichen Sinne für diese dritte Form der Sprachgeschichte.

In diesem Zusammenhang muß man meines Erachtens eine wichtige Idee W. von Humboldts entfalten und anwenden. Humboldt hat bekanntlich die Sprache als *ἐπέγγεια*, d.h. als schöpferische Tätigkeit charakterisiert, was üblicherweise entweder nur auf die Sprache im allgemeinen (*langage*) oder nur auf die Rede (*parole*) bezogen wird. Wichtig aber dabei ist gerade, daß Humboldt diese Charakterisierung nicht nur für die Sprache im allgemeinen und für das jeweilige Sprechen, sondern auch für die Einzelsprache (*langue*) gelten läßt. Wie kann nun ein traditionelles Sprechen-Können, eine Technik des Sprechens, *ἐπέγγεια* sein? Man muß, glaube ich, von der Tatsache ausgehen, daß die Sprachentwicklung nicht Zerstörung, sondern Aufbau des Sprachsystems ist. Das heißt: Wenn die Einzelsprache anders wird und trotzdem systematisch bleibt, muß sie sich als System entwickeln, sie muß stets als System aufgebaut werden. Die Sprache entwickelt sich nun durch die schöpferische Tätigkeit ihrer Sprecher. Da aber diese nur die gleiche Sprache sprechen wollen (und zu sprechen glauben) und keine Absicht haben, sie zu verändern, muß die zur Entwicklung führende Sprachschöpfung schon in der Sprachtechnik selbst vorgegeben sein. Anders gesagt, muß eine Sprachtechnik eine offene Technik sein, die auch ihre eigene Überwindung zuläßt und bei der schon die Anwendung Entwicklung sein kann. Sie muß also eine dynamische, keine statische Technik sein.

5.3.2. Wie ist es aber möglich, daß ein historisch gewordenenes Kulturprodukt zugleich dynamisch ist? Ich glaube, daß wir diese Scheinaporie lösen oder wenigstens, daß wir ihrer Lösung näherkommen, wenn wir in der Sprachtechnik drei Ebenen unterscheiden, nämlich die Ebenen der *Sprachnorm*, des *Sprachsystems* und des *Sprachtypus*. Die Norm umfaßt alles, was gemäß einer Technik des Sprechens konkret geschaffen worden ist, was also als schon Gemachtes «existiert»: Sie ist die Gesamtheit der in einer Sprache traditionellen Realisierungen. Das System hingegen umfaßt alles, was in einer Sprachtechnik funktionell ist, die funktionellen Oppositionen und Verfahren, die eine Sprachstruktur im eigentlichen Sinne ausmachen. Das System entspricht somit der Gesamtheit der in einer Sprache *möglichen* Realisierungen: Es umfaßt auch das, was konkret noch nicht realisiert worden ist, jedoch virtuell in der Sprache schon existiert («möglich» ist), d.h. was nach schon gegebenen funktionellen Regeln dieser Sprache gebildet werden kann. Der Sprachtypus schließlich umfaßt die Typen von Funktionen und Verfahren eines Sprachsystems, die funktionellen Prinzipien einer Sprachtechnik; er enthält also als Möglichkeit (als virtuell existierend) auch Funktionen und Verfahren, die im System zwar noch nicht als solche gegeben sind, jedoch gemäß den gleichen funktionellen Prinzipien geschaffen werden können.

5.3.3. Wenn wir nun das jeweils schon tatsächlich Existierende und das als Möglichkeit Gegebene bedenken, so ist das Verhältnis zwischen der Norm, dem System und dem Typus einer funktionellen Sprache folgendes:



Dies bedeutet, daß eine Weiterentwicklung der Norm einfach einer Anwendung des Systems entsprechen kann, und ebenso eine Weiterentwicklung des Systems einer Anwendung des Sprachtypus. Anders gesagt: Diachronie der Norm bei Synchronie (Funktionieren) des Systems und Diachronie des Systems bei Synchronie des Sprachtypus.

In diesem Sinne glaube ich, daß wir zu einer gegenseitigen Integration von Sprachzustand und Sprachentwicklung, von Sprachbeschreibung und innerer Sprachgeschichte kommen können. Und es sei bemerkt, daß dies, zumindest was das Verhältnis zwischen System und Norm betrifft, schon von Saussure gesehen wurde. Saussure führte

nämlich als zur Synchronie des Französischen gehörend Formen wie *répressionnaire*, *interventionnaire*, *firmamental* an. Er sprach aber offensichtlich von der Synchronie des Sprachsystems, denn in der Norm existierten diese Formen noch nicht: Sie entsprachen eben nur im französischen Sprachsystem gegebenen Funktionen und Verfahren. Hjelmslev schrieb einmal zur Rechtfertigung der systematisch-synchronischen Betrachtung der Einzelsprache: «[L'hypothèse glossématique] nie également le droit de considérer un état de langue comme un simple moment passager d'une évolution, transition fuyante et fluctuation incessante.» In der Tat ist ein Sprachzustand keine «transition fuyante et fluctuation incessante», jedoch nicht *per hypothesin*, sondern wegen seiner realen Beschaffenheit, denn als Sprachtechnik, als Gefüge von Funktionen und Verfahren, ist er Kontinuität und Entwicklungsmöglichkeit zugleich, und er kann sich gerade durch seine Kontinuität entwickeln. Mehr noch: So gesehen gibt es zwischen Kontinuität und Entwicklung keinen wirklichen Gegensatz, denn die innere Entwicklung einer Sprachtechnik erscheint uns als Manifestation und Bestätigung ihrer Kontinuität.

5.4.1. Zur Verdeutlichung dieser Thesen mögen hier einige Beispiele genügen.

Zuerst zur bloßen Anwendung des Systems. Die meisten romanischen Sprachen besitzen Bildungen mit dem Suffix lat. *-ata* zur Bezeichnung von in ihren Ablauf und in ihrer Dauer betrachteten Zeitspannen (cf. it. *giornata*, frz. *journée*). Das systematische Verfahren ist im Grunde überall gleich. Im realisierten System hingegen gehen die romanischen Sprachen weit auseinander, und nicht selten hat eine Sprache gerade die Bildungen, die eine andere nicht hat, und umgekehrt. So haben das Portugiesische und das Spanische zwar *otonada*, *otoñada*, nichts aber, was it. *serata*, *mattinata*, frz. *soirée*, *matinée* entspräche, und das Italienische und das Französische haben zwar diese (und andere) Bildungen, nicht aber *\*autunnata*, *\*automnée*. In diesen Sprachen wurde also das gleiche System historisch angewandt, jedoch nicht im gleichen Ausmaß und z.T. auch nicht in den gleichen Fällen. Und auch die Sprache, die in dieser Hinsicht am weitesten gegangen ist, nämlich das Okzitanische (wo so gut wie alle theoretisch in Frage kommenden Bildungen dieser Art auch tatsächlich existieren), unterscheidet sich von den Schwestersprachen nicht auf der Ebene des funktionellen Systems, sondern nur, was seine Realisierung betrifft. Ebenso ist die systematische Möglichkeit der Periphrase vom Typ *aller faire*, *ir a hacer* im Französischen und im Spanischen im Grunde analog; was die Realisierung dieser Möglichkeit betrifft, ist jedoch das Spanische (sind also die Sprecher des Spanischen) viel weiter gegangen als das Französische, wo die Periphrase auf das Präsens und das Imperfekt des Indikativs (*je vais faire*, *j'allais faire*) beschränkt bleibt.

Und zur Anwendung des Sprachtyps. Für den Typus der romanischen Sprachen (mit Ausnahme des Französischen) gilt als allgemeines Prinzip: 'Innere (paradigmatische) Bestimmungen für innere (nicht relationelle) Funktionen, äußere (syntagmatische) Bestimmungen (d.h. periphrastische Ausdrücke) für äußere (relationelle) Funktionen'. Funktionen wie Numerus, Genus oder diejenigen der einfachen Tempora des Verbs gehören zur ersteren Gruppe, Funktionen wie Kasus oder Steigerung hingegen zur letzteren. Nun haben die romanischen Sprachen, und zwar weitgehend unabhängig voneinander, den paradigmatischen Ausdruck von Numerus, Genus und Tempora beibehalten bzw. systematisch wiederhergestellt und ausgebaut, den paradigmatischen Ausdruck des Kasus und der Steigerung dagegen ebenso systematisch aufgegeben und abgebaut, was z.T. noch unter unseren Augen weitergeht (z.B. im Falle der Kasusformen der Personalpronomina). In ähnlicher Weise entspricht das romanische Passiv in funktioneller Hinsicht nicht dem Lateinischen. Im Lateinischen drückte das materielle Passiv sowohl das eigentliche Passiv als auch das Unpersönliche (z.B. *dicitur*) und das Medium (z.B. *nominor*, «ich heiße») aus. Das romanische materielle Passiv, das im ganzen periphrastisch ist, ist in typologischer Hinsicht nur für den Ausdruck einer relationellen Funktion, d.h., in diesem Fall, des eigentlichen Passivs geeignet. Und in der Tat drückt es auch nur dieses Passiv aus, wohingegen für die unpersönliche und für die mediale Funktion andere Ausdrücke eingeführt wurden (cf. z.B. it. *si dice*, *mi chiamo*).

5.4.2. Wir sagten aber, daß die Sprachschöpfung nicht bloß als Anwendung der objektiv gegebenen, sondern vielmehr als Anwendung einer *interpretierten* Tradition erfolgt. Nun kann die Interpretation auch Uminterpretation sein, d.h. auch nicht genau reproduzierend der tatsächlichen Tradition entsprechen. Als Beispiel dafür kann man das neue deutsche Adjektiv *zu* anführen. Im Deutschen können bekanntlich Präfixe u.a. Partizipialadjektive, an deren Bildung sie beteiligt sind, prädikativ vertreten; z.B. *die Tür ist zu* für *die Tür ist zugeschlossen*. Da aber *zu* in diesem Fall genau wie ein Adjektiv funktioniert, wurde es auch als Adjektiv uminterpretiert, so daß man heute auch *eine zue Tür* sagt. Und vielleicht ist der Tag nicht allzu fern, an dem man auch *eine aufe Tür* wird sagen können, zumal *die Tür ist auf* normal gesagt wird. Ein weiteres Beispiel dafür ist die im Französischen aufgrund der *liaison* entstandene Markierung des Plurals. Im Französischen hat man bekanntlich in Fällen wie *les enfants* (im Gegensatz z.B. zu *les villes*) die sog. *liaison*: d.h., daß das vor dem vokalisches anlautenden Wort stehende *s* als [z] gesprochen wird. Dieses [z] gehört nun für Linguisten und Grammatiker zum vorausgehenden Wort (in diesem Fall zum Artikel *les*). Dies ist aber nicht zugleich die Meinung aller Sprecher des Französischen. Denn gewisse Sprecher haben das [z] als zum darauffolgenden Wort gehörend und

als Zeichen seiner Pluralisierung interpretiert. Auf diese Weise sind im volkstümlichen Französisch Formen wie *zieux* (aufgrund etwa von *les yeux*) und *quatre-z-officiers* (aufgrund von *les officiers*) entstanden; und sogar in der Standardsprache hat man heute z.B. *vous êtes Allemand* ohne *liaison* gegenüber *vous êtes [-z-] Allemands* mit *liaison*.

Und es ist unsere Überzeugung, daß sich auch der Sprachtypus gerade durch derartige Uminterpretationen verändert.

5.5. In dieser Hinsicht gibt es also keinen realen Gegensatz zwischen Sprachzustand («System») und Sprachentwicklung, zwischen Sein und Werden der Einzelsprache, denn das Sein ist nichts anderes als das jeweilige Resultat des Werdens und das Werden ist dynamische Anwendung des Seins.

6.0. Man kann sich fragen, ob uns dies nicht zum berühmten Wort von Hermann Paul, «Sprachwissenschaft ist Sprachgeschichte», zurückführt.

6.1. Gewiß ist die Sprachgeschichte in vielerlei Hinsicht die privilegierte Wissenschaft von der Sprache. Denn, erstens, umfaßt die Sprachgeschichte die Sprachbeschreibung (da die Beschreibung eines Gegenstandes in einer bestimmten Phase seiner Entwicklung ja auch ein Teil seiner Geschichte ist), wohingegen die Beschreibung im strengen Sinne die Geschichte nicht einschließen kann. Zweitens kann man nur in der Geschichte das Werden der Sprache als solches feststellen. Drittens — und dies ist auch in praktischer Hinsicht wichtig — kann gerade auch die Richtigkeit der Beschreibung in der Geschichte eine nicht zu verkennende Bestätigung finden, zumal sich das eigentliche Sein einer Sprache stets in ihrem Werden kundtut: Die Synchronie (das Funktionieren) des Systems wird durch die Diachronie der Norm bestätigt und die Synchronie des Sprachtypus durch die Diachronie des Systems. Um synchronischen Interpretationen Sicherheit zu verleihen, um genau herauszufinden, wie eine Sprache funktionell strukturiert ist, müßte man demnach feststellen, was in dieser Sprache geschieht.

6.2. Trotzdem glaube ich nicht, daß wir zu einem neuen Gegensatz zwischen Geschichte und Beschreibung — und diesmal mit entgegengesetzter Begründung — kommen sollen. Denn einerseits kann auch die Beschreibung dynamisch sein. Sie ist es schon implicite, soweit sie eine Einzelsprache nicht als Gefüge von «Sachen», sondern als Gefüge von Verfahrensweisen erfaßt. Und sie kann es auch ausdrücklich sein, wenn sie sich bemüht, die jeweiligen «offenen Wege», das virtuell Schöpferische in einem Sprachsystem festzustellen. Und andererseits ist die innere Geschichte einer Sprache in unserem Sinne eben auch «Beschreibung»: Beschreibung nämlich des Seins dieser Sprache so, wie es sich in ihrem Werden manifestiert.

7. Es bleibt mir nur noch, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß diese Gedanken eines Linguisten auch für Vertreter anderer Kultur-

wissenschaften als Anregung wirken mögen. Man könnte sich z.B. fragen, ob in anderen Bereichen der Kultur ähnlich strukturierte Techniken, etwa mit der Sprachnorm, dem Sprachsystem und dem Sprachtypus analogen Ebenen bestehen. Ich selbst bin der Überzeugung, daß man ähnliches zumindest für gewisse Bereiche im voraus postulieren darf. So z.B. für die improvisierende Volksdichtung, für die Volkskunst und für die «commedia dell'arte».

Foredraget fremkalte bemerkninger av Saltveit. Foredragsholderen repliserte.